

Aufstand der Aussortierten

London in Angst: der Thriller „Dead Lions“

Aufregend ist der Alltag von Spionen vor allem im Kino. James Bond jetzt im Auftrag Ihrer Majestät durch die Welt, begleitet von immer neuen Bond-Girls und trinkt zwischendurch Cocktails, geschüttelt, nicht gerührt. Die Wirklichkeit sieht anders aus, grauer. John le Carré, der selbst einige Jahre für den britischen Nachrichtendienst arbeitete, beschreibt in seinen Romanen mit den Agenten George Smiley das Spionage- und Gegenspionage-Business als Welt trübgesichtiger Angestellter, die jede Dienstreise mit doppeltem Durchschlag beantragen müssen.

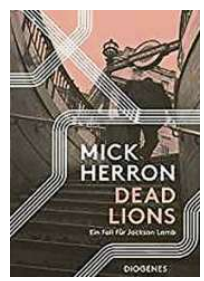
Doch Smiley wirkt geradezu glamourös im Vergleich zu den Figuren aus den Agententhrellern von Mick Herron, der bereits jetzt als würdiger Nachfolger von le Carré gelten darf. Ihr Anführer Jackson Lamb trägt Anzüge, die aussehen, als ob er mehrere Nächte in ihnen unter freiem Himmel übernachtet hätte. Er leitet eine Spezialeinheit, deren Mitglieder „Slow Horses“ genannt werden, weil sie im Slough House im Londoner Stadtteil Finsbury untergebracht sind. Es sind Aussortierte, die aus Regent's Park, dem Hauptsitz des Inlandsgeheimdienstes MI5 verbannt wurden, weil sie Alkoholiker sind oder Geheimdienstler in der U-Bahn liegen gelassen haben. Nun sollen sie so lange sinnlose Büroarbeit erledigen – etwa: Daten aus Verkehrsdelikten archivieren –, bis sie kündigen.

Der gefährlichste Gegner stammt immer aus den eigenen Reihen, das ist bei Herron nicht anders als bei le Carré. In „Slow Horses“, dem grandiosen Auftakt der Reihe, entpuppte sich die Entführung eines muslimischen Jugendlichen durch rechtsradikale Terroristen als Medieninszenierung, mit deren Hilfe die Vizechefin des Dienstes, zur Chefin aufsteigen wollte. In „Dead Lions“, dem zweiten ins Deutsche übersetzten Fall, bekommen es die Slow Horses mit „Cicadas“ zu tun, ehemaligen Sowjetagenten aus der Zeit des Kalten Kriegs, die sich wie Zikaden in einer Vorstadt eingegraben haben, um auf einen Befehl hin noch einmal loszuschlagen. Ziel ist „the Needle“, ein 320 Meter hoher Wolkenkratzer, der durch eine 9/11-artige Attacke vernichtet werden soll.

Am Anfang wird ein Mann in einem Zug von einem russischen Schläfer mit dem Regenschirm getötet, per Kontaktgift. Ein ähnlicher Anschlag auf den früheren Spion Sergei Skripal verunsicherte 2018 Großbritannien. Aber im Original ist „Dead Lions“ schon 2013 erschienen. Einer von Herrons Verlierer-Helden hat die Carrés gesammelte Werke von seinem Großvater geschenkt bekommen, der einst ein hohes Tier im MI5 war. „Erfundene Geschichten“, sagt der Veteran. „Aber das bedeutet nicht, dass sie nicht wahr sind.“

Mick Herron gilt schon jetzt als John le Carrés würdiger Nachfolger

CHRISTIAN SCHRÖDER



— **Mick Herron: Dead Lions.** Ein Fall für Jackson Lamb. Aus dem Englischen von Stefanie Schärer. Diogenes, Zürich 2018. 478 Seiten, 24 €



Tochter jüdisch-afroamerikanischer Eltern. Die Schriftstellerin Fran Ross (1935–1985).

Foto: Fran Ross Estate/Verlag

Zwischen den Identitäten

Jüdisch-afroamerikanisch: Fran Ross' Roman „Oreo“ erstmals auf Deutsch

VON ISABELLA CALDART

Es ist die Zeit der schwarzen Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die unter Einfluss des Civil Rights Movements schrieben. Sie werden gerade in großer Zahl wiederentdeckt: Von Kathleen Collins erschien vergangenes Jahr mit „Nur einmal“ erstmals eine Kurzgeschichtensammlung auf Deutsch, Maya Angelous Erinnerungsbuch „Ich weiß, warum der gefangene Vogel singt“ wurde neu aufgelegt, und natürlich sind da noch die Neübersetzungen der Bücher von James Baldwin.

Nun wird mit Fran Ross eine weitere außergewöhnliche Autorin wiederentdeckt. Ross wurde 1935 geboren und verstarb im Alter von nur 50 Jahren an Krebs. Sie wuchs in Philadelphia und New York auf, arbeitete als Lektorin und Comedy-Schreiberin und verfasste mit „Oreo“ einen Roman, der 1974 erschien, aber auf keine Resonanz stieß. Im Jahr 2000 gab es in den USA eine Neuauflage, 2015 noch einmal, und auf Deutsch erscheint „Oreo“ in der Übersetzung von Piek Biermann und mit einem Nachwort von Max Czollek zum ersten Mal.

Oreo heißen nicht nur die bekanntesten schwarzen Kekse mit weißer Cremefüllung. Der Begriff ist auch ein Schimpfwort unter Afroamerikanern für diejenigen, die eine vermeintlich „weiße Kultur“ imitieren, die außen „schwarz“ und innen „weiß“ sind. So verhält es sich mit Christine Clark, der Heldin von Fran Ross' Roman. Oreo ist ihr Rufname, denn die Eltern sind afroamerikanisch und jüdisch, und Christine springt mühelos zwischen diesen Identitäten hin und her. „Oreo“ sei „kein identitätspolitisches Statement“, schreibt Max Czollek in seinem Nachwort, „sondern eine literarische Antwort auf die damals wie heute brennende Frage nach Verbindungen zwischen angeblich Gegensätzlichem“. Bereits zu Beginn wird deutlich, wie unge-

wöhnlich und vor allem wie witzig dieser Roman ist: Oreos jüdische Großmutter bekommt einen „rassistischen/mein-Sohn-ein-Gammler-Herzinfarkt“, als sie erfährt, dass ihr Sohn eine Schwarze zu heiraten gedenkt. Umgekehrt erstarrt Oreos schwarzer Großvater bei der gleichen Nachricht „zu einem steifen halben Hakenkreuz abzüglich Kopf, Händen und Füßen natürlich“.

Später, Oreo ist inzwischen 16, begibt sie sich auf eine Quest. Sie möchte ihren Vater finden, den sie nie kennengelernt hat. Also nimmt sie den Zug und fährt von Philadelphia nach New York. Im Gepäck: eine Liste mit zwölf kryptischen Hinweisen, die helfen sollen, den verschollenen Vater aufzuspüren. Angelehnt an die Theseus-Legende (samt Figurenschlüssel im Anhang) bewegt sich Oreo durch die Metropole, trifft auf eine Frau, die sich absichtlich die Tolpatschigkeit beigebracht hat, vermöbelt einen Zuhälter und spricht für einen stummen Toningenieur Werbeslogans ein, bevor sie nach dem Bestehen zahlreicher Abenteuer endlich ihren Vater findet.

Trotz der schnellen Ereignis-Abfolge ist „Oreo“ ein Roman, der weniger von der Handlung lebt als von seiner Hauptfigur und der klug inszenierten Intertextualität. Die klassische griechische Sage wird mit einer freien, feministischen Heldin neu interpretiert, fast schon parodiert. Ross setzt das Mosaik der Identität ihrer Heldin nicht zusammen, sondern spielt damit. Oreo ist eine komplexe Figur, so wie auch die vielen Menschen ihrer Umgebung sich oft paradox verhalten. Etwa ihr schwarzer Großvater, der Juden hasst, seinen Lebensunterhalt aber mit dem Verkauf jüdi-

scher Produkte verdient und selbst jiddische Wörter verwendet. Oder Oreos Großmutter Louise, die zwar kaum einen grammatikalisch korrekten Satz herausbringt, aber ständig Haute-Cuisine-Gerichte kocht.

Die Sprache des Romans ist überbordend, mal im breiten afroamerikanischen Slang gehalten, mal höchste akademische Register ziehend. Die Sätze sind gespickt mit Obszönitäten und jiddischen Begriffen, auch französische oder lateinische Vokabeln finden sich in diesem schrillen Mix. Wie Oreo zwischen den Milieus und Identitäten wechselt, so beherrscht sie auch das Code-Switching innerhalb eines Satzes problemlos; und Piek Biermann hat all das ganz wunderbar übersetzt. „Oreo“ ist ein sprudelnder, verrückter, postmoderner Roman, dessen Narration immer wieder durch Diagramme, Briefe, Gleichungen und Werbung unterbrochen wird und der festgefahrene Vorstellungen von Identitäten spielerisch aufricht. Dass dieser Roman 1974 kaum beachtet wurde, verwundert nicht bei seinen Themen wie Gewalt, Prostitution, Religion, Rassismus und Feminismus. Zwischen dem Feminismus der Zweiten Welle, der weiß war, und der vorwiegend männlichen heterosexuellen Black-Power-Bewegung war kein Platz für eine feministische, queere und jüdisch zugleich ist. Erst Jahrzehnte nach dem Tod von Fran Ross scheint die Welt endlich bereit zu sein für Oreo.



— **Fran Ross: Oreo.** Roman. Aus dem Englischen von Piek Biermann. dtv, München 2019. 288 Seiten, 22 €.

Verrat der Kinder

Kleine Haarrisse und große Katastrophen: Chris Powers' Erzählensammlung „Mothers“

Einmal verlässt Chris Power recht unvermittelt seine eigene Geschichte. Er setzt sich in „Der Koloss von Rhodos“ gewissermaßen auf das Sofa, gleich neben den Leser, und erklärt diesem, was er da gerade eigentlich genau anstellt, literaturwissenschaftlich gesehen. „Kurzgeschichten müssen alles Belanglose abstreifen, und Nancy und Kostas, um von Karla ganz zu schweigen, sind für diese Erzählung belanglos“, schreibt er: „Und ich habe keine Katze getötet, habe allerdings gesehen, wie eine Katze getötet wurde.“

Diese Direktadressierung ist ein cleverer Kniff, sie erzeugt einen Illusionsbruch und verschiebt den Regler zwischen Wirklichkeit und Inszenierung. Gleichzeitig ist sie ein zarter Hinweis auf eine Tatsache, die in einem Text über Chris Power ganz am Anfang stehen muss, alles andere wäre unstatthaft: Power ist der Kurzgeschichte seit langer Zeit beruflich verbunden, allerdings nicht als Autor, sondern als Journalist, er schrieb für den britischen „Guardian“ lange Zeit profunde Texte zum Genre.

Mit „Mothers“ hat er nun einen eigenen, zehn Geschichten starken Erzählband geschrieben. Natürlich ist man da erst einmal skeptisch: Bands von Musikjournalisten sind oft genug grauenhaft, auch ein Gastro-Journalist kann nicht unbedingt kochen. Wieso sollte ein Literaturkritiker also die Fiktion beherrschen? Im Falle von Chris Power darf man Entwarnung geben.

Die Erzählungen in „Mothers“ überraschen nicht unbedingt; sie sind aber mit schlafwandlerischer Sicherheit angelegt. Man muss beim Lesen an die Großen des Genres denken, an John Cheever, John Updike, Richard Ford oder Flannery O'Connor. Power schält souverän die Konfliktlinien seiner Protagonisten heraus, sie sind oft genug scharfkantig und lebensverändernd, manchmal aber auch nur kleine Haarrisse, um die kein großes Gewese gemacht wird, an denen jedoch unangenehme Ahnungen hängen.

Da ist zum Beispiel Eva. Sie begegnet dem Leser im Verlauf des Buches noch zwei Mal in späteren Lebensphasen, gibt dem Band eine Struktur, die gar nicht nötig gewesen wäre. In der ersten Geschichte sehen wir sie als kleines Mädchen, das in den siebziger Jahren mit ihrer Mutter in einer Siedlung am Stadtrand Stockholms aufwächst; Nisse, der Junge von nebenan, ist wild und gefährlich. Er wirft Äpfel durch die Fenster ins Treppenhaus der gleichförmigen Wohnblocks, sie zerplatzen an der Wand. Eva küsst ihn, er weicht zurück. Es herrscht in dieser Geschichte eine Ereignislosigkeit, die bemerkenswert ist. Der kleine Verrat, der am Ende steht, ist einer, der in jeder Siedlung jedes Landes auf dieser Welt täglich tausendfach vorkommt. Und doch gelingt es Power, dieser Story eine Gravität beizugeben, was sicher eine Sache der Tonalität ist: Der Londoner berichtet aus dem Innenleben eines elfjährigen Mädchens mit einer Selbstverständlichkeit, die ebenso berührend wie bemerkenswert ist.

Als Leser ist man genauso mitgenommen wie in jenen Momenten, in den wirklich Schlimmes passiert, etwa in „Über der Hochzeit“: Miguel küsst Liam. Es ist seine erste sexuelle Erfahrung mit einem Mann. Eine kurze On-Off-Affäre nimmt ihren Anfang, rasch versendet sie. Während Miguel bald seine Heirat plant, kann

Liam nicht loslassen. Auf der Hochzeitsfeier in Mexiko kommt es zum Eklat. Oder in „Die Flussüberquerung“: Ann und Jim, erst seit kurzer Zeit ein Paar, gehen gemeinsam wandern. Während sie nasse Füße bei Bachüberquerungen bekommen, merkt Ann, dass sie auf diesen Typen gar keine Lust hat. Hier spielt Power mit schmerzhafter Wucht kleiner Gott. Ein kleiner Fehltritt führt zur größtmöglichen Katastrophe, „das sollte Ann nie vergessen: das schreckliche Tempo, in dem es geschah“.

Interessant ist, dass Power seinen Charakteren die Verortung nimmt. Sie sind weder soziologisch noch geographisch in einem Milieu angesiedelt; ihr Sprach- und Handlungsraum stimmen selten überein. Sie hadern mit sich selbst in Griechenland ebenso wie in Spanien, den USA, Mexiko oder Schweden. Das mag

ANZEIGE

Jetzt jedes Buch versandkostenfrei bestellen!

Bestellhotline: (030) 290 21-520

SHOP
TAGESSPIEGEL

shop.tagesspiegel.de

Askaniischer Platz 3, 10963 Berlin
Mo.–Fr. 9.00 bis 18.00 Uhr
Kundenparkplatz

Anbieter: Verlag Der Tagesspiegel GmbH, Askaniischer Platz 3, 10963 Berlin

man als eine der Haupteigenschaften einer Gesellschaft sehen, in der die Grenzen für Bürger zumindest der westlichen Welt völlig offen stehen. Gleichzeitig verlockt es zu emotionalen Fluchtbewegungen, führt zu schreiender Einsamkeit und Entwurzelungen, die von Powers präzise beschrieben wird.

Am berührendsten ist jene in „Der Dolmen Havängsdösen“: Nach einer Konferenz in Schweden bleibt ein Wissenschaftler noch einige Tage. Er nimmt sich einen Mietwagen und fährt über Land. Gegenwart und Vergangenheit verschärfen sich. Erinnerungen an einen Urlaub mit – erneut, das scheint Powers zu umtreiben – kindlichem Verrat. Einige seltsame Begegnungen folgen. Der Wissenschaftler wird schreckhafter. Schließlich kriecht er in ein archaisches Denkmal, eine alte Grabkammer. „Ich ließ den Kopf in den Sand sinken und musterte die Unterseite des Decksteins, schwarz und kupferrot gestreift. Ich streckte eine Hand aus und presste sie an den kalten Stein, der sich glatt anfühlte.“

Später sagt er: „Es gibt Augenblicke im Leben, da begreifen wir, was es bedeutet zu sterben. Wenn wir Glück haben, vergessen wir sie wieder, mein Glück aber hat mich verlassen.“ Kurzgeschichten müssen alles Belanglose abstreifen. Chris Power ist das fast beunruhigend souverän gelungen.

JOCHEN OVERBECK



— **Chris Power: Mothers.** Erzählungen. Aus dem Englischen von Bernhard Robben. Ullstein Verlag, Berlin 2019. 288 Seiten, 22 €.

Flug SCHRIFTEN

Plädoyer für weniger Verbohrtheit

CAROLINE FETSCHER über den Essayband „Trigger-Warnung“, der aus linker Perspektive Kritik an Identitätspolitik übt

Auftakt einer kleinen Tagung in einer großen Stadt im Rheinland. Die Seminarleiterin stellt vor: „Herzlich begrüße ich die beiden Mitarbeiterinnen des Vereins für...“ Später erwischt es sie kalt. Empört sagt eine Kollegin zu ihr: „Wie kommst du dazu, unsere Gäste zwangszugendern?“ Sie hätten als „Mitarbeiter“ vorgestellt werden müssen, oder vorher gefragt werden, ob sie sich als Frauen verstehen. Angebracht sei eine Entschuldigung. Die löste wiederum bei den Gästen Verblüffung aus: „Nein, bitte, wofür denn?“

Ähnliche Auseinandersetzungen hat der postmoderne Knigge progressiver Milieus vielerorts zu bieten, sehr zur Freude nationalistischer Populisten, für die „political correctness“ ein Merkmal ihrer Gegner ist. Umso couragierter ist es, Kritik aus linker Perspektive zu versuchen. Der engagierte Essayband „Trigger-Warnung“ macht genau das, teils großartig. (Trigger-Warnung. Identitätspolitik zwischen Abwehr, Abschottung und Allianzen. Hg. Eva Berendsen, Meron Mendel und Saba-Nur Cheema. Verbrecher Verlag, 270 S., 18 €.) Identitätspolitik stecke „in der Sackgasse“, stellen die Herausgeber fest und fragen, „was gewonnen ist“, wenn

man sich in Zeiten von Trump, Orban, Salvini, Bolsonaro und der AfD „über Gebühr an Symbole und Semantiken, an Gendersternchen und Dreadlock-Verbote für Weiße klammert“. Sie anerkennen das Verdienst der Geistes- und Sozialwissenschaften und Bewegungen, „machtvoll Verallgemeinerungen partikularer Interessen sozialer Gruppen zu enttarnen“, die weiß, männlich und heterosexuell sind. Doch

Caroline Fetscher schreibt an dieser Stelle regelmäßig über Sachbücher. Nächste Woche: Gerrit Bartels über den Literaturbetrieb



der Band plädiert für weniger Verbohrtheit, mehr Differenzierung und neue Solidarität jenseits identitärer Thematiken.

Im Raum „zwischen linker Solidarität und betroffenenpolitischen Vereinzelung“ ist Charlotte Busch Opferdiskursen und deren Ambivalenzen auf der Spur. Sarah Elsunı verteidigt die freie Lehre und

Forschung gegen das übertriebene Verlangen nach „Trigger-Warnungen“. Gibt es in Jura keine Vorlesung zu Sexualstrafrecht, da das Traumatisierte „triggern“ könne, kann auch nicht darüber aufgeklärt werden. Wird Kant vom Lehrplan gestrichen, weil er auch rassistische Sätze schrieb, geht die Debatte um sein philosophisches Wissen verloren. Und die LGBTQ-Bewegung wird nicht nur grotesk, sondern klar antisemitisch, wenn sie Israel „Pinkwashing“ vorwerfe, beschreiben János Erkins und Meron Mendel, der Leiter der hessischen Bildungsstätte Anne Frank. Es geht dabei um die konstruierte Vorstellung, Israel nutze sein homosexuellenfreundliches Image zur Legitimierung der „Besatzung Palästinas“.

Auf Deborah Krieg wirkt es wiederum wie ein „Ritual von Überaffirmation“, wenn junge weiße Männer von sich sagen, sie sprächen „aus einer privilegierten, weißen Position“; und Lena Gorelik schüttelt den Kopf über das wegen Sexismusvorwurfs von einer Hochschulwand gelöschte Gedicht „Avenidas“. Wenn wir alle damit beginnen würden, Kunst zu entfernen, die unseren ästhetischen Ansprüchen oder politischen Ansichten nicht entspricht, fragt sie, „was bleibt dann übrig?“

ANZEIGE

Gefangene haben keinen Zugang zum Internet!

Bitte spenden Sie den »Tagesspiegel« für Gefangene zum Preis von 164,10 € halbjährlich, 321,50 € jährlich oder überweisen Sie einen Betrag Ihrer Wahl an: Freiabonnements für Gefangene e.V. Bank für Sozialwirtschaft, IBAN: DE02 1002 0500 0003 0854 00 Kennwort: »TSP« www.freiabos.de

Freiabonnements für Gefangene e.V.



Foto: © NiniPhoto - stock.adobe.com